

Das Heim des Glücks.

Von Paul Lang.

Ein Topf war zerbrochen. — Ich fragte warum; Da hat mein Weib geknallt.

Da hat sie das liebe Köpfchen gefenkt Und still geirret und blieb stumm.

Und trotzig war ich gegangen, Zu suchen an einem fremden Ort.

Das Glück mit den rosigen Wangen, Das unserm Heim so sichtbar grollte.

Und weit und weiter zog ich hinein In die fremde, lachende Welt.

Und sah des Glückes Sonnenschein Manch einem zugewandt.

Doch wenn ich fragte: „Wo blüht es mir, Das Glück?“ Da ward die Antwort:

„Nicht hier, du mußt dich weiter tragen!“

Und Tage um Tage zog ich fort, Von Land zu Land, von Ort zu Ort.

„Nicht hier, du mußt dich weiter tragen!“

So schritt ich Wochen und Monde für- durch Wälder und Auen ohn' Unter-
lah; Und wie mir die Hoffnung, das Glück zu finden, Still unter den Sohlen begann zu
schwinden, Traf ich auf dornigen Wanderbahnen

Ein altes, runzliges Weiblein an. Dem rief ich zu, weilt du zu künden, Wo sich das fröhliche Glück läßt fin-
den?“ Da strich die Alte mit weiser Hand Von der Stirne die Falten und vom
Gesicht Und lächelte müd' und griff an die Brust:

„Das Glück? — Das Glück? — Einst hab ich's gesucht, Das lachende Glück? — Mir lacht's ja
nimmer Mit sonnigen Stunden, mit gleichem Schimmer,

Doch dir hat's irgendwo in der Welt Gewiß ein duftiges Eden bestellt — Ein Eden — ein Heim — ich schau' es
vor mir, — Begabt von Glück mit köstlicher Zier, Vom Firsche ich den Wimper wehrte
Und das Glück an der offenen Pforte stehn. — Soll ich dich führen?“

Da hab' ich entzückt Der Alten die weisse Hand gedrückt Und bat: „Das Eden voll köstlicher
Zier, Vom Glück umflattert — o zeig es mir!“

Und die Alte nahm mich an der Hand Und führte mich weiter von Land zu Land,
Und führte mich in das Heim voll Glück: Zu meinem verlassenen Weib zurück.

Da bin ich erwacht. — Der Sonnenschein Spann goldene Fäden zum Fenster
herin Und schmückte mein kühles, trautes Haus Mit gleichem Licht verschwenderisch
aus. Da hab' ich dankbar den Traum ge-
grüßt Und auf die Lippen mein Weib geküßt, Und strahlender war uns wiedergefun-
den Das Glück, das uns die Scherben ent-
wunden.

Capitän Berg.

Von Jakob Hildisch.

Es war Mitte der Achtziger nach einer Reihe von für die Schiffsahrt hoffnungslosen Jahren.

Ein trüber Märztag mit Regen und heulenden Windböen brach an. Der alte Capitän Berg hatte vor der Ent-
trettung seine Galoschen ausgezogen. Dann war er eine Weile stehen geblieben, hatte gehustet und schlieflich, ge-
stingelt. Jetzt stand er im Comptoir des Consuls.

Er war ungewöhnlich blaß und zitterte. Seine Lippen bewegten sich, und die Hände suchten unsicher in der Brusttasche nach dem Briefe des Consuls. Er wußte sehr wohl, was er sagen wollte; er hatte aber das Gefühl, als müßte er den Brief in der Hand halten, während er Wort für Wort herausbrachte, was nicht nur seine eigene, aufrichtige Meinung, sondern auch seine insändrige Bitte an den Consul war.

Endlich hatte er den Brief. Er hustete wieder und lehnte sich an das Comptoirpult.

„Nein, nein, guter, besser Herr Consul, es geht nicht, geht wirklich nicht. Haben wir jetzt diese vielen Jahre ausgehalten, so werden wir auch noch weiter

ter aushalten. Heute die „Hermine“ verkaufen wäre ein Stück aus dem Toll-
haufe. Wer gibt denn heute noch etwas für ein altes Holzschiff? Kein Mensch. Das wissen Sie eben so gut wie ich.“

„Ich schrieb Ihnen,“ sagte der Consul freundlich und milde, „ich weiß keinen anderen Ausweg. Leider fürchte ich, daß es nie besser wird. Der Dampf verdrängt Alles.“

„Ach, guter, besser Herr Consul! Ich habe ja Hunderttausende und mehr für Ihren seligen Väter Vater verdient. Sie dürfen das Schiff nicht verkaufen, wenigstens nicht, so lange ich lebe. Ich bin ja Mitreder, und wird mein Antheil an der „Hermine“ verkauft, dann bekomme ich nicht so viel heraus, daß ich meine Schulden bezahlen kann.“

„Dann muß ich als Bettler sterben, und das wollen Sie doch nicht, Herr Consul — das habe ich auch nicht verdient; nachdem ich mich vierundzwanzig Jahre auf See abgequält habe.“

Der Consul sah eine Weile ungewiß da und blickte vor sich hin. Dann nickte er gedankenvoll mit dem Kopf, als wollte er etwas sagen, stand aber auf und stellte sich an's Fenster, mit dem Rücken gegen den Alten. So stand er da, sein Weib wurde gewechselt. Endlich kam es ionlos heraus:

„Sie sprachen von Ihrem vierten Antheil. Ich habe nicht allein mein Interesse, sondern auch das meiner Mutter zu wahren. Uns Beiden gehört über die Hälfte des Schiffes, und schon aus diesem Grunde wünsche ich natürlich das Beste für uns Alle. Ich sehe nur einen Ausweg.“

Der alte Capitän war im Sopha zusammengesunken. Jetzt erhob er sich und trat an das Fenster. Dabei legte er die eine Hand auf die Schulter des Consuls.

„Junger Herr. Ich bitte für mein Viertel. Es ist mein und der Meinigen ganzes Hab und Gut. Ihnen gehört mehr als die Hälfte des Schiffes. Dies ist aber nur ein kleiner Bruchtheil Ihres Vermögens, und — vergessen Sie die Mannschaft der „Hermine“ nicht. Der eine war elf Jahre an Bord des Schiffes, der Steuermann fünf als Schiffsjunge bei mir an, und der alte Hans, der Zimmermann, fährt schon acht Jahre mit mir — und dann kommen noch alle die Anderen, die darauf rechnen, daß sie wieder mit hinausgehen können.“

Der Consul wandte sich um und blickte ihn lächelnd an.

„Lieber Berg! Wollen Sie mir garantiren, daß wir in diesem Jahre fünf Kronen mit der „Hermine“ verdienen, dann segeln Sie in Gottes Namen los. Aber immer und immer wieder! Selb'stverschien, kann ich denn doch nicht mehr verantworten.“

„Ich garantiren, Herr Consul! Hertzgott, kann ich die Frachten garantiren, kann ich über Wind und Wetter bestimmen? Nein! Aber lassen Sie es uns noch einmal versuchen. Es ist mir schon besser werden. Es ist mir, als läge es in der Luft, als kämen bessere Zeiten. Und ich bin erst achtundzwanzig Jahre und kann immer noch Geld verdienen.“

„Sie haben Muth, Berg.“

„Ja, ja, wir frischen je ordentlich auf, und dann gehen wir auf lange Kreise. Fünf Jahre bleibe ich dann dreizehn. Von hier geht es gleich nach Südamerika und von da weiter, fünf Jahre bleibt die „Hermine“ fort.“

„Dann muß sie aber neu gekuppert werden und die Segel sind auch schlecht. Das wird eine Menge Geld kosten.“

„Ja, und einen neuen Bugspriet muß sie haben, und neuen Rodmat! Wir pupen sie von oben bis unten neu auf, und dann gehen wir los auf Leben und Tod.“

„Ich verstehe nicht, Berg, daß Sie ein so selbstvertrauensvolles Vertrauen haben können. Denn Sie sind doch ein alter Mann. Krant sind Sie auch; und ja, aufrichtig gestanden, ich habe schon lange erwartet, daß Sie sich von der See trennen würden. Und jetzt wollen Sie auf fünf Jahre wieder hinausgehen und bei diesen Zeiten derartige Unkosten wagen?“

„Junger Herr, ich habe die Mittel nicht, mich zur Ruhe zu setzen, und das Eine sage ich Ihnen aufrichtig: Aber bin ich schon achtundzwanzig Jahre Stelle ich aber gezwungen werden, mich von dem Schiffe, dessen Mitreder ich bin, und von meiner alten Rheberet zu trennen, so, beim hohen Himmel, lasse ich mir eine alte Galeas oder ein anderes altes Küstenschiff bauen, oder auch ich gehe wieder als Steuermann, vielleicht an Bord des Schiffes meines Schwieger-
sohnes, hinaus. Aber ich denke, daß es anders kommen soll, daß ich ohne Sorgen sterben kann, wenn ich mit der „Hermine“ nach fünf Jahren hier wieder vor Anker gehe. Die Zeiten müssen und werden auch besser werden. Das kommt ganz von selbst.“

Der Consul setzte sich wieder an seinem Pulte nieder.

„Ich fange an, Luft zu bekommen, Berg. Ihr Muth scheint mir anzustecken.“

„Wado, Herr Consul. Unsere „Hermine“ wird wieder jung gemacht, wird wieder schön, wie in alten Tagen.“

„Schon gut, Berg. Heute haben wir aber genug geredet. In einigen Tagen holen Sie meinen Bescheid. Ich muß auch mit den anderen Interessenten sprechen. Hoffentlich läßt sich Alles Ihrem Wunsch gemäß ordnen.“

Wahrscheinlich waren die Frachtkosten der nächsten Tage wieder besser, denn noch vor Ausgang der Woche er-

hielt der alte Berg das „Ja“ seines Hauptbeders. Der Consul schrieb: „Lieber Berg!“

Die „Hermine“ wird schleunigst in Stand gesetzt. Es erhält neuen Kupfer, neues Bugspriet und Rodmat. Die Segel werden ausgebessert resp. ergänzt. Es ist eine fünfjährige Reise vorgesehen und die für die Ausrüstung erforderlichen Mittel stehen zu Verfügung. Hoffentlich sind Sie zufrieden. Ich erwarte Sie schon in den nächsten Tagen hier. Besten Gruß
Ihr
Brandt, Vice-Consul.

„Hermine“ wurde einer gründlichen Reparatur unterzogen und wurde unter den vielen rührigen Händen von Tag zu Tag jünger. Dasselbe war bei dem alten Capitän der Fall. Ueberall war er zu finden, unermüdet thätig war er, den Augenblick im Schiffraum, den anderen hoch oben in der Lasten, prüfend, beaufsichtigend, seine Befehle ertheilend. Schon bevor der Sommer seinen Einzug hielt, war die „Hermine“ wieder unter Segel.

Als sie sich in der frischen Nachmittagsbrise eines schönen Mattages draußen an der Landzunge von ihrem Schlepper losmachte, als ihre Segel sich füllten und sie zum ersten Male seit langer Zeit wieder todeschen Kielwasser zurückließ, trug der Landwind ihr eine Reihe schwacher, kurzer Böllerhüsse von der Landzunge entgegen. Es waren die Anker des Consuls, die dem alten Schiffer Berg ihren Salut antauteten, und daneben stand der Consul selbst und viele Andere und grüßten mit Hüten und weißen Tüchern. Die Frau Consul konnte der alte Capitän aber nicht sehen, und doch war sie diejenige, deren letzter Gruß ihm unentbehrlich schien.

Schon erfaschte den Alten ein Gefühl von Trauer und Enttäuschung. Daß diese Frau, für die er so große Verehrung hatte und die alle seine Hoffnungen theilte, heute an seinem Ehrentage ausblieb, schmerzte den Alten bitter — so mußte er also die große, gewaltige Reise antreten, ohne daß sie an ihn dachte, ohne daß sie das stolze Schiff davonziehen sah. Das war hart.

Doch, was war das? Dort draußen an der Flaggenstange auf der äußersten Spitze glanz eine grüne Flagge in die Höhe, und unten neben der Stange wachte er ein weißes Kleid. Die Hände des alten Kapitän's zitterten, als er das Fernglas an die Augen setzte. Nein, er hatte sich nicht getäuscht, seine jugendliche Frau, die Frau Consul war es, die bei dem alten Manne mit der Flagge ihre letzten Grüße nachdrückte. Lebende, wie der jüngste Matrose, kletterte er hoch in die Wanten, und mit der Linken das Tauwerk fest umklam-
mend, rief er den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn der Grüßenden zu, während sein feinstreifes Haar munter im Winde flatterte.

Es war, als sei eine neue Sonne am Himmel erstanden, als sei ein neuer unbekannter Jubel über die Welt gekommen. Ueberall, wohin der alte Capitän auch kam, traf er strahlende Gesichter. In den Häfen, an den Börsen, in den Maklercomptoirs war Licht und Freude; in den Strandhotels und Schifferneipen ging es hoch und lustig her. Die Frachten stiegen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche vergrößerte sich die Nachfrage nach Schiffsräumen. Es sah aus, als wäre es wieder wie in alten Tagen, ja noch besser, denn die schlechten Jahre waren gut Lehrmeister gewesen. Man hatte von ihnen das „Festhalten“ gelernt und wollte jetzt das Gelernte verwerten. — Und tagtäglich wurde es besser, Alles, was mit der See und Schiffsahrt zu thun hatte, jubelte und sang und war guter Dinge, überall war Sonne und Sommer.

So waren vier Jahre seit dem Tage verfloßen, an dem die „Hermine“ den heimathlichen Hafen verließ. Sie und der alte Berg hatten ihre Sache gut gemacht. Jetzt waren sie auf dem Heimwege begriffen. Würden sie wohl noch einmal hinausgehen? Richtig hatten sie es beide nicht mehr; denn je hatten ja beide ihre Schuldigkeit getan, und der letzte Tag des alten Capitän's hatten die letzten Jahre gefordert. Mit dem Sommer und der Sonne war es wieder vorüber. Die letzten Jahre gingen an, den mageren Platz zu machen. Aber, ein endgültiger Beschluß sollte erst dahinein im Comptoir des Consuls gefaßt werden.

Bei sternklarem Novemberhimmel und mit frischer nordwestlicher Brise war die „Hermine“ wieder bis unter Norwegen gekommen. Den ganzen Abend ging der Alte auf dem Deck unermüdet auf und nieder. Die Landspitze muß bald in See heraustrimmen, sagte er von Zeit zu Zeit. Es war Lindenäs, was er meinte. Erst gegen 12 Uhr ging er nach unten. — „Einen halben Thaler bekommt Der, welcher mir zuerst das Lindenäs-Feuer meldet.“ Das war sein Auftrag.

Um drei Uhr Morgens kam Eduard, der Leichtmatrose, in die Cajüte geschlichen. — „Capitän, auf der See ist ein Feuer sichtbar.“

Der Alte kam sofort auf Deck. — Ja, das ist Lindenäs. Morgen Abend konnte er zu Hause in der Bucht vor seinen eigenen Fenstern sein. Nur mußte die Brise anhalten. Bis zum Tagesgrauen blieb der Capitän auf Deck. Langsam schritt er auf der Windseite auf und ab und blickte nach dem Lande aus, das wie grauer, geriffener Nebel mit unsicheren, wechselnden Linien dalag.

„Einen Thaler erhält Derjenige, der

mir zuerst das Feuer von Braatholm meldet,“ sagte der Capitän am Abend. Braatholm war das Leuchfeuer zu dem Fjord, an dem sein eigener kleiner Wohnort lag.

Spät am Abend erschien der Leichtmatrose wieder in der Capitänscajüte. — „Braatholm vorn nördlich, Capitän!“

Der Capitän zog seine Beinkleider an und setzte sich auf die Kojette. Seine Beine schienen ihm so merkwürdig schlaff und matt, als wollten sie seinen Oberkörper nicht tragen. Mit vieler Mühe kletterte er nach oben. Dort hielt er sich an der Kelling und starrte nach Norden hinaus. Da, ganz richtig. Da lagen die verschiedenen Holme! Es war Braatholm, das mit seinem schwarzen Feuer dort oben leuchtete. Nur noch wenige Stunden und der Anker würde fallen.

„Ach, Du Eduard,“ sagte er zu dem Leichtmatrosen, „Du kannst hinuntergehen und mir meinen Klappstuhl holen. Du weißt — den zum Zusammen-schlagen.“

Er schlief gewiß in seinem Lehnstuhl, dort oben auf Deck, der alte Capitän Berg! Er mußte so schon lange geschlafen haben; „das geht nicht an,“ meinte der Steuermann. „Es ist heute eine scheußliche Kälte.“ Der Steuermann schüttelte ihn leicht. Der Alte seufzte: „Hertzgott, Frau Consul, wie lieb und gut von Ihnen, ja, Sie sind doch Nummer eins, Sie.“

„Sie erklären sich, Capitän,“ sagte der Steuermann. „Sie dürfen nicht einschlafen.“

„Ach nein, das darf ich nicht. Ich denke, wir können noch vor dem Tagesgrauen die Anker werfen.“

„Das glaube ich auch, Capitän.“

„Sobald der Tag anbricht, wird geflaggt. Steuermann — alle Flaggen hoch. Denn wir haben unsere Sache gut gemacht und wir können froh sein. Der Consul wird sich auch freuen. Eine schöne Reise war es da — ja!“

Der alte Schiffer Berg blieb in seinem Feldstuhl sitzen. Er nickte und lächelte, während die „Hermine“ schäumend den Fjord durchschritt, der schmaler und schmaler wurde. „Herrliche Nacht, eine Menge Sterne. Drüben liegt Apsveiken, das Landhaus des alten Capitän Roth. Da, ja, Roth hat auch kämpfen und arbeiten müssen, bis er es soweit gebracht hat! Mir, mein Gott, wenn das Ende nur gut ist. Eine prächtige Nacht! Merkwürdig, daß es hier oben nicht kälter ist. Nur das Flaggen nicht vergessen, Steuermann.“

Als die Stadt am Morgen erwachte, lag die „Hermine“ in der Bucht vor Anker. Sie flaggte — auf halber Stange. Der alte Capitän Berg war todt. In welcher Stunde er gestorben war, wußte man nicht. Denn als der Steuermann ihn zum zweiten Male schüttelte und ihn fragte, ob er die Anker werfen sollte, sah er wie lebend in seinem Feldstuhl, aber es war kein Leben mehr in ihm, er war sanft eingeschlafen.

Der Photograph.

In einem hochsthal des bayerischen Alpenlandes, weitab von den großen Verkehrsweegen, steht ein einfaches Wirthshaus, dessen Besitzer noch aus altem, harten Holz geschnitten ist. Er treibt seine kleine Defonomie und sein Wirthschaftler dazu und kümmert sich um das, was in der großen weiten Welt vorgeht, verliert wenig. Zeitungen liest er selten, weil er sich mit dem Leben so viel hart thut und läßt sich viel lieber etwas erzählen von den Gästen, die bei ihm verkehren. Vom Herbst bis zum Sommer wird er nicht arg überlaufen. Außer ein paar Jäger oder Holznechten verirrt sich um diese Zeit selten Jemand in die Bergwirthschaft herauf; was die an Neuigkeiten wissen, geben sie wohl zum Besten — aber recht gründlich nehmen sie es dabei nicht, so daß der gute Raubhändler sich manchmal recht sonderbare Vorstellungen über die vielen neuen Einrichtungen der civilisirten Welt bildet. Im Sommer geht's lebhafter her. Touristen in großer Zahl durchwandern das Hochthal und kaum einer unterläßt es, beim Raubhändler einzutreten, weil es allerorts bekannt ist, daß man dort einen guten Schoppen und einen deren, aber keinen Bissen bekommt. Dabei hat der Wirth noch eine Eigenschaft, die ihn sehr interessant macht: Er ist ein Spahpozel eigener Art und kann so grob sein, daß jeder Naturalist seine Freude daran hat. Das hat ihn zu einem Original gestempelt; man kennt ihn in der Stadt, und in den Sammlungen von Völkstücken aus dem Gebirge prangt sogar sein Bildniß, das ein Amateurphotograph einmal wenigstens aufgenommen hat.

Bei diesem alpinen Herbergsbauer hatte sich eines Tages eine fröhliche Schaar von Ausflüglern niedergelassen und der vortreffliche Tiroler Special floß in Strömen, so daß die Stimmung bald einen schwindelnden Höhepunkt erreichte. Der Raubhändler sah mitten unter den Gästen, die sich an seinen neuen Neugierigen weiblich ergötzen und das Fröge versuchen, um die mangelhaften Vorstellungen des un-
erfahrenen Naturmenschen zu Gunsten der allgemeinen Heiterkeit auszusprechen. Man kam auch auf das Photographiren zu sprechen, und in diesem Falle fehlte es dem Raubhändler sogar an jeglicher Abnung. Ein lustiger Rum-
pan, Namens Schrader, unternahm es, einen förmlichen Vortrag über die Kunst des Photographirens zu halten, wobei der Raubhändler mit offenem

Munde zuhörte. Als der Dozent aber schließlich behauptete, es sei jetzt so weit, daß man aus den unscheinbarsten Dingen einen Apparat zum Photographiren zusammenstellen könne und damit so fix zu arbeiten vermöge, daß man in wenigen Minuten das fertige Bild abzugeben im Stande sei, wurde der Raubhändler nachdenklich, dann ernst, und zuletzt, wie gewöhnlich, grob. Er meinte, der Herr müsse schon noch viel dümmer sein, als er ihn halt, wenn er glaube, ihm einen solchen Apparat aufbinden zu können. Schrader lachte und entgegnete, er wolle den Beizeuge liefern, wer der Dümmer sei. Der Raubhändler nahm ihn beim Wort und schlug in merkwürdiger Aufregung eine Wette vor; zehn Liter Ralteeer solle der Verlierende zahlen.

Zur größten Ueberraschung seiner Genossen nahm Schrader die Wette an und ersuchte den Raubhändler nur, er möge seine Zeppe anziehen, da ein Mensch in Semdarmeln nicht gut photographiren sei. Der Wirth eilte fort, um diesem Ansinnen zu entsprechen, und Schrader ging daran, seine Vorbereitungen zu treffen. Verwundert fragten ihn seine Freunde, wie er sich aus dieser Affaire ziehen werde. Schrader erklärte seinen Plan: Er hatte in der Stadt die Photographie des Raubhändlers, von welcher derselbe noch nicht wußte, gekauft. Es käme also nur darauf an, den Raubhändler durch allerlei Vorbereitungen zu täuschen und dann im geeigneten Moment die Photographie zu überreichen. Die kleine Kneipegesellschaft fand den vielversprechenden Plan köstlich und Schrader machte sich sofort an die Ausführung. Er stellte ein Kistchen auf die Erde, befestigte ein Stück Fernrohr, das er hinter der Scheune gefunden hatte, daran und überdeckte diesen Aufbau mit einem Plaid. Als der Wirth erschien, postierte er ihn an die Wand des Hauses und gab ihm die Pose, welche die größte Ähnlichkeit mit dem fertigen Bilde hatte. Die Zuschauer wollten schier vergessen vor Vergnügen; der Wirth trug nicht nur einen ausgesprochenen Ernst, sondern auch eine gewisse Unbehaglichkeit zur Schau; die Wette erregte jetzt offenbar seine Bedenken. „So — jetzt recht ruhig!“ kommandirte Schrader und troch mit dem Kopf unter den Plaid hinein; der Wirth rüdtel unruhig hin und her — wie der Pendel einer Uhr; er fing bereits an, seine Säge verloren zu geben und wollte wenigstens ein Mittel versuchen, das Experiment unmöglich zu machen. „Hertzgott!“ rief der Künstler, und erwartungslos sah Alle auf das Ergebnis des Kunstverfahrens. Schrader lief nun schnell in's Haus, um, wie er sagte, die Platte zu fixiren und der Wirth erhob sich mit einem unterdrückten Fluch, um wieder am Tisch Platz zu nehmen. Dort fing man schon an, ihn zu hänseln. „Du weh!“ hieß es, „die zehn Liter sind verloren, aber sie kommen an die rechte Stelle und der Verlierer kann mithalten und seinen Verlust, so viel als möglich verringern!“ Der Wirth sagte gar nichts, sondern nahm einen tüchtigen Schlud und biß energisch auf die Pfeife, die er im Munde trug, um solcher Wuth seinen Grimm zu dämpfen. Jetzt erschien Schrader mit dem Bild. Ein befalliges „Ah! ausgezeichnet getroffen!“ ging von Mund zu Mund. Nun überreichte man die Photographie dem Raubhändler. Derselbe sah sie lange an und ein Ausbruch des höchsten Staunens lief über seine Züge. Da sprach er plötzlich wie elektrisirt auf, nahm Schrader beim Kragen und schrie: „Du Haderlump, da schau' her! Wie stimmt denn mein alte Porzellanpfeife auf das Bild — die habe ich ja schon vorige Woche in Jammerschlag'n a'habt! So, Herr, jetzt fang mir mit dem zehn Liter an, zahl'n kuaß böß Mal da Photograph, und mer der Munde is von uns Zwoos, döß Btaude i' döm z'lag'n!“

W. Rauchenecker.

Der Roman einer gefangenen Fürstin.

Aus Rom wird geschrieben: Ein Prozeß, der das Interesse des Publikums schon lange in Anspruch nahm, fand in diesen Tagen seinen Abschluß. Der Abbotat Cannella war angeklagt wegen Freiheitsberaubung, begangen an der Fürstin Maria La Grava di Carini, Gattin des Marchese Arata. Am 20. Dezember 1897 erhielt der Abbotat Matlese von der Fürstin einen Brief, in welchem sie ihn von ihrer Lage in Kenntnis setzte. Die Behörden begaben sich sofort in die Villa Carini, die man aber verschlossen fand. Man stellte eine Leiter an ein offenes Fenster im ersten Stock und gelangte so in den Palaß, der fast leer von Möbeln war. Die Fürstin fiel beim Anblick des Staatsanwalts vor freudigem Schreck auf die Kniee und wollte ihrem Retter aus quollener Gefangenschaft die Hände küssen. Von dem ganzen Einfluß prachtwollste ausstatteten Palaß bewohnte die Fürstin mit ihrer blinden Tochter ein einziges, höchst dürftig eingerichtetes Zimmer im linken Flügel. Die Tochter lag krank im Bett, vor dem ein Tisch stand mit dem Resten einer lärglichen Mahlzeit. Um jede Bewegung der Fürstin überwachen zu können, schlief im Nebenzimmer ihr Bedienter, der fürzlich karinische Götterverwalter Cannella. An seiner Abwesenheit mußte der 55-jährige Vortner der Fürstin den Bedienten übernehmen. In Zimmer Cannella's fand man einen Pack Rentenpapiere, welche der Fürstin gehörten und ein Testament, in dem er zum Erben des größten Theiles des

fürstlichen Vermögens eingesetzt wurde. Aus dem Prozeß ging hervor, daß der Verwalter Cannella der, trotz des vergerichteten Alters immer noch sehr eifrig Dame in ziemlich nahen Beziehungen gestanden hatte; als sie sich später entschloß, die Fürstin in entlassen wollte, drohte er mit einem Estabul und brachte die geängstigte Frau so in seine Gewalt, daß sie ihm unerklingten Geborfam leistete. Erst als der gewissenlose Unmensch einmal abwesend war, konnte sie den vorher geschilberten Rettungsverfuch unternehmen und an Matlese schreiben. Der Prozeß fand nach 12 Sitzungen mit der Beurteilung Cannella's zu 6 Jahren 2 Monaten Gefängniß seinen Abschluß. Seine Beurteilung, sowie die seines Mitschuldigen, des Portiers Francesco Mantano, wurde vom zahlreich anwesenden Publikum mit großem Beifall aufgenommen.

Weisse Sklaven in Brasilien.

Professor Blazoni, welcher im Auftrage der italienischen Regierung nach Brasilien geschickt worden war, um dort die Lage der italienischen Kolonisten zu studiren, hat erfahren müssen, daß seine Landsleute fast überall schlimmer als Sklaven behandelt, sogar öffentlich gepeinigt und nur in den seltensten Fällen regelmäßig bezahlt werden. Was er dort sah, ist so furchtbar, daß er jetzt dringend vor der Anstiedelung in Brasilien warnt, wo Gericht und Polizei sich zuecks brutalster Ausbeutung der Kolonisten die Hand reichen. Anstiedler, welche sich ihrer jämmerlichen Lage durch die Flucht entziehen, werden mit Schweiffhunden gesucht und nachher barbarisch gefoltert. Alle ihre Briefe unterliegen der Censur und werden nur dann abgesandt, wenn sie keinerlei Klagen und Beschwerden enthalten. Auf der großen Factorerei von Rio Claro, die einem brasilianischen Minister der Justiz gehört, sah er sogar, wie solche Unglücklichen am Schwandpfehl gepeinigt wurden. Statt in Wohnungen fand er die Italiener überall in den miserabelsten Hütten, gleich wilden Thieren dem Wind und Wetter ausgesetzt, haufen. Wer einmal da ist, bekommt aus der Heimath keine Briefe mehr zu Gesicht, weil fast alle Briefe konfisziert werden. Da alle Arbeiter von vornherein kein Arbeitsgeber statt verpachtet sind, so können sie wegen der eingegangenen Kontrakte an eine Heimkehr nicht denken, sondern müssen sich stillschweigend als weiße Sklaven behandeln lassen. Von Klagen und Equilen ist keine Spur. Die jüngere Frauen werden ausgebeutet und gehen fast alle moralisch und physisch zu Grunde. Die Kinder wachsen in der kraßesten Unwissenheit heran und werden dann wieder das, was ihre Eltern sind, Sklaven. Auf 4 von 1000 Factorereien fand Blazoni eine Schule. Alle diese Einzelheiten werden von dem Bischof Montanore Scalabrino, dem italienischen Emigrantenapostel bestätigt. Einu zwei Millionen Italiener leben in Südamerika, der größte Theil von ihnen vertrieht Sklavendienste, ohne daß man sich in Rom darum kümmert. Bis jetzt hat man sich dort noch nicht einmal zu einem Emigrantengesetz aufgerafft. Das dieser Frage nur einigermaßen näher trat und wenigstens die weitere Auswanderung nach Brasilien verbietet.

Ein Raphael wider Biffen.

Die Mauern des ehemaligen Palaßes des Bey von Konstantine sind mit festem grotemen und ohne Spur von künstlerischem oder technischem Verstandnis ausgeführten Freskomalereien geschmückt, deren Entstehungsgeschichte merkwürdig ist. Ahmed, der letzte Bey von Konstantine, wünschte die Mauern und Galerien seines Palaßes mit Malereien geschmückt zu sehen, konnte jedoch trotz der großen Mühe, die er aufwandte, in der Stadt und ihrer Umgebung keinen einheimischen Künstler auffinden, der im Stande gewesen wäre, seine Idee zu verwirklichen. In dieser Verlegenheit kam er auf den Einfall, diese schwierige Arbeit einem französischen Gefangenen, der ihm als Sklave diente, seines Zeichens aber ein biederer Schuster war, zu übertragen. Er versprach diesem die Freiheit, wenn er den ehrenvollen Auftrag in zufriedenstellender Weise ausführte; im entgegengesetzten Falle mußte er sterben. Der Unglückliche, der wohl Bedacht und Anstrengung zu meistern mußte, aber von Farbengebung und Pinselführung keine Ahnung hatte, verfertigte tausendmal die und wehmüthig, daß er dieser loben Ehre nicht werth sei; es half ihm aber nichts, denn der allmächtige Bey fuhr ihn an: „Du lägst, alle Franzi (Franzosen) können malen, ich habe es geübt; also ein Wert, oder ich lege dir den Kopf vor die Füße.“

Zitternd und bebend bemächtigte sich der zum Maler Gerühmte des Pinsels und Farbentopfes und brachte dann mit Hilfe einer von Todesangst gestützten und wahrhaft ausdauernden arbeitenden Plantasie jene fabelhaften Fresken zu Stande.

Der arme Mann erwartete mit bangen Sorgen den Bey zur Kritik des ungewöhnlich schönen Wertes; der kam, sah und sagte hochzufrieden: „Dieser Bissar, welcher mich täuschten, aber ich wußte, daß alle Franzi Maler sind!“ Und getreu seinem Wort, ließ er den braven Maler frei.

Selbstlos. Meteorologe (der vor einem Hagelwetter furchtbar zergerichtet wird): „So ist's recht — stimmt — den Hagel hab' ich prophezeit!“